



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

St.: Der Feind

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Szene 1) die aus diesem ganzen fatalistischen Ideenkreise gezogene Bilanz sehen: „Was geschehn soll, es wird geschehn! In ganz gemeinen Dingen hängt viel von Wahl und Wollen ab; aber das höchste, was uns begegnet, kommt wer weiß woher?“

Wie Variationen über das Heraklitische  $\tau\acute{\iota}\theta\omicron\varsigma \acute{\alpha}\nu\theta\rho\acute{\omega}\pi\iota\tau\upsilon \delta\alpha\lambda\mu\omega\nu$  muten uns die nachfolgenden Äußerungen des Altmeisters an: „Des Menschen Verfinsterungen und Erleuchtungen machen sein Schicksal. Es thäte uns not, daß der Dämon uns täglich am Gängelbände führte und uns sagte und triebe, was immer zu thun sei. Aber der gute Geist verläßt uns, und wir sind schlaff und tappen im Dunkeln. . . . Im übrigen ist der Mensch ein dunkles Wesen, er weiß nicht, woher er kommt, noch wohin er geht, er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber!“

„Es ist sicherlich wohlgethan, solchen höhern Einwirkungen nachzugeben, meint Eckermann, denn das Dämonische scheint so mächtiger Natur zu sein, daß es am Ende doch Recht behält!“

Allein, Goethe erwidert unerwartet: „Nur muß der Mensch auch wiederum gegen das Dämonische Recht zu behalten suchen.“ Und schon im April 1829 hatte er auf eine ähnliche Äußerung Eckermanns, daß man vor allen Dingen darauf zu achten habe, ob ein Einfluß hinderlich oder förderlich, ob unsrer Natur angemessen oder ihr zuwider sei, geantwortet: „Das ist es freilich, worauf es ankommt; aber das ist auch das Schwere: daß unsre bessere Natur sich kräftig durchhalte und dem Dämon nicht mehr Gewalt einräume, als billig.“

(Schluß folgt)



## Der Feind



orsichtige Leute nennen, seine kennen ihn nicht. Die christliche Kirche hat uns über seine Gewohnheiten und Listen überraschende Aufschlüsse gegeben, und in Kreisen, die dem von ihr ausströmenden Lichte mehr oder weniger fernstehn, ist über den „Vater der Lüge“ manches gesagt und geschrieben worden, was mehr schlechten Geschmack und verderbte Phantasie verrät, als es Sachkenntnis und einsichtiges Urtheil beweist. Dagegen giebt es sehr nette Leute, für die Beelzebub überhaupt nicht vorhanden ist. So versicherte uns ein Herr, den wir in dieser Angelegenheit um seine Meinung fragten, ohne jedes Besinnen, daß es überhaupt keinen Teufel gebe, und daß das Übel, das wir in der Welt wahrnähmen, nur fadenscheinig und schadhaft gewordenes Gutes sei, ähnlich wie die schönsten Kleider im Wege der Abnutzung von einer Stufe zur andern herabsinken, bis sie schließlich dem Lumpensammler in die Hände fallen. Da nun doch das Fadenscheinig- und Schadhaftwerden auch ein Übel ist, das nicht in eine vollkommene Welt paßt, so hat die Versicherung unsers Gewährsmanns keinen großen Eindruck auf uns gemacht, und die Art, wie er das Vorhandensein des Bösen in der Welt erklärt, hat uns nicht befriedigt. Er ist Naturphilosoph und Autodidakt, er hat weder Kant noch Spinoza gelesen, auch Plato und Aristoteles sind ihm fremd. Da ihm die eigne Überzeugung

und die gesunde Erklärung zu genügen schienen, so ließen wir den Gegenstand fallen und behielten unsern Glauben für uns.

Aber eine Besprechung ist der Ritter mit dem Pferdefuß doch wert.

Wir möchten vorausschicken, daß wir jede religiöse Anschauung hochachten und ehren, und daß wir nie den Versuch machen würden, irgend jemand das auszu- reden, was ihm von maßgebender Seite über den Teufel mitgeteilt, oder wie man ja wohl sagen muß, gelehrt worden ist. Wenn es zum Wesen der orthodoxen Anschauung gehört, sich ihn mit einem Pferdefuß, einem Ruchschwanz und Hörnern vorzustellen, so möchten wir niemand an seiner Seele Seligkeit hinderlich sein. Wir haben den alten Herrn, den old gentleman, wie ihn die Engländer nennen, nie von Auge zu Auge gesehen, können also auch nicht behaupten, daß er keinen Pferdefuß, keinen Ruchschwanz und keine Hörner habe. Wir müssen die hierauf gerichteten Fragen, wie sich die Juristen ausdrücken, mit „Nichtwissen“ beantworten, aber wir finden, daß wenn es jemand besonders daran liegt, sich den Versucher in Fleisch und Bein vorzustellen, Hörner und Ruchschwanz ganz geeignet sind, eine unfreundliche, ungünstige Vorstellung von seiner äußern Erscheinung zu erwecken, was ja der Moral nur förderlich sein kann. Leuten mit Hörnern, die einen Klumpfuß und einen Ruchschwanz haben, geht man aus dem Wege: und mehr ist ja auch dem Teufel gegenüber nicht nötig, wenn man ihn nicht geradezu auffucht, um ihn zu bekämpfen, was zwar sehr verdienstlich, aber nicht immer geraten und nie ganz gefahrlos ist. Wir glaubten, es wäre besser, wenn wir die Authentizität des von der Kirche gelieferten Konterfeis ausdrücklich anerkannten, damit niemand auf den Gedanken komme, wir wollten es mit den kirchlichen Sagen in diesem Punkte leicht nehmen. Nichts liegt uns ferner. Bei genauerer Betrachtung haben wir sogar zu bemerken geglaubt, daß uns eine Eigenschaft, in Ansehung deren manche Menschen zu kurz gekommen zu sein scheinen, in zu starkem und geradezu bedenklichem Maße zu teil geworden ist, die Fähigkeit, Dinge, über die sich Liebhaber um jeden Preis schlüssig zu machen suchen, „auf sich beruh'n zu lassen.“ Von Zweifelsucht kann, wie uns scheint, bei einem Menschen, der allerhand Dinge gern „auf sich beruh'n läßt,“ schwerlich die Rede sein.

So geht es uns auch mit den Rätseln des Jenseits und der Ewigkeit. Wir glauben, was uns gelehrt wird, aber wir fühlen wohl, unser Glaube würde keine Berge versetzen, und zu Blutzengen würde er uns, fürchten wir, auch kaum gemacht haben. Er ist mehr passiv und beschränkt sich auf ein Nichtbezweifeln, Nichtwidersprechen. Wir sehen, daß wir von der Sache wenig verstehen, und da wir nicht vermessen genug sind, über Dinge zu urteilen, für deren Verständnis uns jede Grundlage abgeht, sagen wir zu dem, was uns gelehrt wird, Ja und Amen und rütteln nicht an dem, was in den symbolischen Büchern gelehrt wird. Was wir uns von dem lutherischen Glaubensbekenntnis, von andern Dogmen und allerhand philosophischen Lehrgebäuden wirklich zu eigen gemacht haben, hat sich in unserm Innern zu einem Bilde gestaltet, das wir nicht als Kunstwerk ausgeben möchten, und das sich wahrscheinlich, bei Licht betrachtet, bunt und lückenhaft genug ausnehmen würde, das uns aber so, wie es ist, befriedigt, und das wir mit keinem andern vertauschen könnten oder möchten. „Nichts nicht für ein andres geben,“ wie der erste Jäger in Wallensteins Lager sagt. Wir kennen die übliche Redensart, die einen warnt und auf der Hut zu sein rät, weil so ein Sammelsurium von Glaubensbrocken notwendigerweise ein Trugbild des Bösen sei, und nur das Dogma en bloc selig mache, aber sie macht keinen Eindruck auf uns. Wenn dem lieben Gott daran gelegen wäre, daß wir eine andre Vorstellung von der Sache hätten, so wäre es ihm offenbar ein Leichtes gewesen, uns in diesem andern Sinne Erleuchtung und Belehrung zukommen zu lassen. Da er es nicht gethan hat, obwohl wir unser Ohr grundsätzlich keiner Stimme verschlossen, und was wir auf die eine oder die andre Weise vernommen hatten, immer nach besten Kräften geprüft haben, so halten wir uns an das, was uns einleuchtet. Das ist das einfachste, und es erlaubt tägliches

Nachbessern: mitunter muß man freilich umlenken und wieder zurückfahren, wenn man auf dem Holzwege war, aber dasselbe Tasten und Suchen bemerken wir überall, und nur im Steigen weitet sich der Blick.

Wir haben das vorausgeschickt, um den Leser zu beruhigen, denn etwas heterodox und häretisch fühlen wir uns, was den Teufel und sein Gebiet anlangt, doch. Inmitten aller der Mysterien, die wir über das Wesen Gottes, die Schöpfung und das Gnadenheil statueren müssen, um uns nicht mit dem großen oder dem kleinen Katechismus zu überwerfen, steht uns der eine Umstand ganz besonders klar vor Augen, daß Gott mit dem Teufel kämpft, und daß der ungeduldige Ausruf: „Da schlag doch Gott den Teufel tot!“ leerer Wortschwall ist. Wir meinen, und ganz orthodox ist das allerdings nicht, wenn er es könnte, würde er es längst gethan haben. Warum das so ist, und wie sich damit die göttliche Allmacht reimt, lassen wir „auf sich beruhen.“ Für uns erklärt ein Kampf zwischen zwei einander fürs erste noch gewachsenen Prinzipien, dem des Lichts und dem der Finsternis, am besten das, was wir um uns herum und in uns wahrnehmen, und da wir das Leben vom Standpunkt eines solchen Kampfs betrachten, so wird jedermann gern zugeben, daß wir für unser System den Teufel sozusagen zu Brote brauchen. Wir würden uns, wenn plötzlich festgestellt würde, daß es keinen Teufel giebt, vornehmen wie ein Landsknecht, dem infolge eingetretenen allgemeinen Weltfriedens jede Daseinsberechtigung fehlte. Wir müssen also auf einen gesunden, persönlichen Teufel halten, wenn wir nicht, wie wir ungern thun würden, unsre ganze Lebens- und Weltanschauung umkrepeln sollen.

Hörner und einen Kuschschwanz hat unser Teufel zwar nicht, und auch die ungleich großartigere und poetischere Schilderung, die Milton von dem gefallenen Engel giebt, ist uns nie in Fleisch und Blut übergegangen, aber ein Individuum, das man aufsitzen lassen und dem man den Schwanz einklemmen kann, ist er für uns doch. Auch das Tintenglas würden wir, schon aus ökonomischen Gründen, nicht nach ihm schleudern, aber ihm die Zunge rauszustrecken, ist uns geläufig. Der Kampf des Lichts und der Finsternis, von dem auch die Bibel spricht, ist ja ebenfalls etwas sehr Großartiges und Poetisches, aber wir würden doch den Eindruck einer etwas vagen und nebelhaften Auffassung haben, wenn wir uns den täglichen Kampf, dessen Folgen und begleitende Erscheinungen wir wahrnehmen, ledtglich als ein Ringen zwischen Licht und Finsternis, zwischen Wohlgeruch und Gestank vorstellen dürften, so bezeichnend auch für manche Kreise das in ihnen herrschende Gemisch von Licht und Finsternis und — komischer noch — von Wohlgeruch und Gestank sein mag. Ein persönlicher Teufel, der deshalb weder wie ein Ziegenbock noch wie ein unheimlich geschwollener Pudel auszusehen braucht, der aber sünk und leichtfüßig herumfährt, um zu intriguierten, zu lügen, zu verdrehen, zu bocken, zu tanzen und zu schwenzeln, entspricht der Vorstellung, die wir uns von dem gefährlichen Gegner machen, besser als die tote unthätige Masse der Finsternis, mit der es doch eigentlich für unsereinen weder Kampf noch Spaß giebt: allerdings umschließt das Wesen der Finsternis in glücklichster Weise beide Mächte, gegen die es zu kämpfen gilt: den Teufel als General und die Dummheit als Armee, aber es kommt unsrer Meinung nach darauf an, sich die beiden getrennt als Rädelshführer und willenlos folgende Masse zu vergegenwärtigen.

Vielleicht wird die menschliche Dummheit in ihrer Wichtigkeit für die Zwecke des Teufels bisweilen unterschätzt. Sie ist zwar nicht sein Werk, wie sie ja auch andererseits kaum die Schöpfung des hellen, klaren Lichtgottes sein dürfte, aber sie ist recht eigentlich seine Armee. Die Dummheit an und für sich dürfte ja, wie das Chaos, zu dem sie gehört, aus einer frühern Weltperiode stammen, während die Verminderung ihres Volumens der Zweck der gegenwärtigen zu sein scheint. Wenn die Strahlen der göttlichen Wahrheitssonne das letzte noch vorhandne dunkle Gewölk aufgesogen haben werden, wird der Teufel keine Soldaten mehr haben und vom lieben Gott unter dem Jubel von Himmel und Erde totgeschlagen werden. Das

wird uns „mit etwas andern Worten“ in Aussicht gestellt: aber bis dahin giebt es täglichen Kampf, und es ist gut, wenn wir uns den nicht so vorstellen, als wenn er ohne unsre Beteiligung über unsern Häuptern in den Wolken geführt würde: eine indifferente Anschauung in dieser Beziehung könnte dem „Feinde“ für ein erfolgreiches Vorgehn seiner Schleichpatrouillen und Streifkorps nur willkommen sein.

Es ist bald nur von einem Teufel, bald von Legionen von Teufeln die Rede, und gewisse Arten davon — vermutlich die, die unsern Studenten, einjährig Freiwilligen und Handwerksgefelln entsprechen — scheinen obendrein sehr unternehmender und burschikoser Natur zu sein, da doch zum Beispiel der übermüthige Gedanke, in eine Herde neutestamentlicher Säue zu fahren, sogar Pipifax dem Kleinen Ehre gemacht haben würde. Da uns gesagt wird, es gebe viele hunderttausend Teufel, so giebt es viele hunderttausend Teufel, das liegt auf der Hand, und die Geschichte, wie der Mann allen Mietbewohnern im Kampf gekündigt und nach einiger Zeit eine noch viel schlimmere Kaffelbande in sein Herz aufgenommen hatte, beweist, daß es schlimmere und weniger schlimme Teufel giebt. Aber da wiederholt von einem Oberkommando in der Hand Beelzebubs, des Höchstkommmandierenden, die Rede ist, so hindert uns nichts, unsern Haß und unsre Feindschaft auf ihn zu konzentrieren, und überall da, wo Teufel in Frage kommen, nur ihn zu sehen, wie ja zum Beispiel auch die zur Einschließung von Paris verwandten deutschen Truppen es ihrer Idee nach immer nur mit Trochu zu thun hatten, obwohl dieser an den Gefechten in der Regel keinen teil nahm, sondern währenddem auf dem Mont Valerien oder in einem der Forts saß und seine Pfeife rauchte. Eine gewisse Anzahl verschieden gefärbter Teufel kann ja jeder ohnehin in seinem Innern unterscheiden, und es ist auch sonst natürlich, daß sich Beelzebub nicht wegen jeder Kleinigkeit selbst bemühen, sondern sich vielmehr in den meisten Fällen damit begnügen wird, seine Unterteufel zu schicken. Aber an der Sache selbst ändert das nichts. In Wahrheit ist er es doch, den man im Dienste des hellen Lichtgottes bekämpft, und deshalb ist auch, ohne daß damit den übrigen Herren zu nahe getreten werden soll, die Einzahl „der Teufel“ ganz am Platze.

Wenn einem Menschen der Teufel zuwider ist, und er Freude daran findet, ihn zu bekämpfen, was beiläufig gesagt gar kein schlechter Gedanke ist, so kann er sich dabei entweder auf die Verteidigung beschränken, oder er kann zum Angriff vorgehn. Es ist freilich für unsereinen nie ein recht erfreulicher oder erfolgreicher Kampf, da man Teufel nicht töten, sondern bekanntlich nur abwehren, austreiben, zum besten haben und um einen schon halb eingeheimsten Gewinn bringen kann. Auch in dem eignen Netze läßt sich ein Teufel nicht fangen. Es giebt Leute, die sich den Teufel vom Halse zu halten wissen, aber nicht daran denken, ihn angriffsweise zu bekämpfen. In diese Kategorie gehören beispielsweise Nonnen, wenn sie die von ihnen abgelegten Gelübde halten, was man ja bis zum Beweise des Gegenteils immer hoffen darf. Daß ihnen dabei mitunter eine Stroh puppe als künstlicher Beelzebub aufgebunden wird, mindert ihr Verdienst nicht. Sie schlagen die feindlichen Angriffe ab, indem sie sich auf die Verteidigung der eignen Festungswerke beschränken, und ziehn, den weißen Rosenkranz der Siegerinnen auf dem Haupte, durch die goldnen Thore ein. Daß sie reinen Herzens sind, hat die, man möchte fast sagen mystische Wirkung, daß auch Unwissenheit und Beschränktheit, wo sie sich bei ihnen vorfinden, ihrer Vollendung nichts anhaben können.

Dagegen giebt es gewaltige Streiter, die dem Teufel sehr ernstlich zu Leibe gehn, aber das eigne Herz zu verteidigen versäumen. Ihrer Seele könnte es, wenn man Goethe glauben wollte, leicht gehn, wie es der Fausts beinahe gegangen wäre: aber so wie eine Mäusejagd denken wir uns die Sache doch nicht, schon deswegen nicht, weil wir nicht an Bündnisse mit dem Teufel glauben, und im Gegenteile überzeugt sind, daß der Natur der Sache nach jemand, der den Teufel haßt, nie sein Knecht werden kann.

Haß, Kampf, Versuchung, Knechtschaft und List sind selbstverständlich Ausdrücke,

die uns das, was in höhern Regionen vorgehn mag, nur menschlich näher rücken sollen, und die auf die eine oder die andre Weise dem wahren Vorgang ebenso wenig entsprechen, wie eine uns auf der Bühne vorgeführte Handlung das historische Ereignis selbst ist. Wie der Rahmen der Bühne enger ist als die Wirklichkeit, und wie das, was sie uns zeigt, auf Konvention beruht, so sind auch die Vorstellungen, die wir uns vom Kampfe des Lichts und der Finsternis machen können, nur herkömmliche Gleichnisse, die den wahren Verhalt notwendigerweise nur in sehr unvollkommener Masse wiederzugeben vermögen. Daß wir es auf der Bühne nur mit mangelhaften Andeutungen und vereinzelt Bruchstücken zu thun haben, tritt noch mehr hervor, wenn wir bei dem uns Vorgeführten weniger auf die handelnden Personen sehen als auf die geistigen Mächte, die sie für unser Auge verkörpern, für unsre Phantasie wahrnehmbar machen sollen. Wenn jemand, der einer Vorstellung von Schillers Don Carlos beigewohnt hätte, dann noch den kirchlichen Fanatismus und den weltlichen Absolutismus abgelöst von jeder Personifikation und als abstrakte ethische Erscheinungen und Mächte vorgeführt sehen wollte, so würde man ihn, wie billig, darauf zu verweisen haben, daß Übersinnliches unserm Verständnis nur andeutungsweise, im Bild, im Gleichnis, im Symbol, in der Parabel näher gebracht werden kann, und daß es ihm, nachdem er den König und den Kardinal-Großinquisitor gehört und gesehen hat, überlassen bleiben muß, sich nach diesen beiden „Typen“ eine allgemeine Vorstellung davon zu machen, was die abstrakten Begriffe Fanatismus und Absolutismus zu bedeuten haben. Je höher er geistig steht, um so besser wird er mit seiner Vorstellung den abstrakten Begriff, eine der übersinnlichen Welt angehörige reine Idee, zu erfassen imstande sein.

In ähnlicher Weise sind natürlich auch unsre Vorstellungen vom Teufel nichts als ein Nothbehelf, da wir mit unsern für endliche Verhältnisse und Vorgänge berechneten Fähigkeiten das absolut Böse, das obendrein von Zeit und Raum unabhängig zu sein und dem Allmächtigen vollbürtig gegenüberzustehn scheint, nicht erfassen können. Jeder macht sich von dieser Riesenmacht und deren Ausßerungen ein seinem geistigen Standpunkt entsprechendes Lotterbildchen, und man kann in diesem Sinne sagen, daß jeder von uns den Teufel hat, den er braucht und verdient.

Unser Teufel, der umhergeht, und vor dem wir nicht sicher sind, ob er nicht rotgekleidet ist und eine rote Hahnenfeder auf der Kappe trägt, würde Kant unerträglich bäurisch und skurril erschienen sein, da sich der große Denker höchst wahrscheinlich das absolut Böse in abstrakter Weise so lebhaft vorstellen konnte, daß es dabei für ihn anthropomorpher Hilfsanschauungen schlechterdings nicht bedurfte. Und wie ihm unser Teufel burlesk und banausisch vorkommen müßte, so macht uns der Teufel der spanischen Pfaffen den Eindruck eines gemeinen, dummen Folterknechts, was mit unsrer germanischen Auffassung, die in dem Teufel einen zwar gewissenlosen, aber witzigen und umgänglichen Piffikus sieht, ganz und gar nicht stimmt.

Wo die römisch-katholische Kirche oder streng orthodoxes Luthertum dem Menschen jede Hoffnung rauben, mit Hilfe der ihm von Gott in die Wiege gelegten natürlichen Fähigkeiten auch nur das mindeste zu leisten, herrscht der Teufel als Popanz: was man für ihn empfindet ist Furcht. Auch Ludwig dem Bierzehnten, der doch sonst nicht an Herzdrücken starb, und dem es auf ein paar hundert eingäscherte Ortschaften mehr oder weniger nicht ankam, sobald es keine französischen waren, scheinen die Beichtväter die Furcht vor dem Teufel, mit deren Hilfe sie soviel erreichten, glücklich eingeimpft zu haben, und es nimmt sich besonders spaßig aus, wenn der Herzog von Saint-Simon ganz ernsthaft berichtet, der König sei so eitel und hochmütig gewesen, daß er sich würde göttliche Ehren haben erweisen lassen, wenn er sich nicht vor dem Teufel gefürchtet hätte (s'il n'avait pas eu peur du diable).

Die in der Kunst vergangener Jahrhunderte sehr verbreitete Anschauung, daß der Teufel Gott gewissermaßen auf Erden als Scherge und in der Hölle als Oberfoltermeister diene, stammt aus romanischen Landen; wir Deutschen haben sie von da mit andern fanatischen Vorstellungen erhalten, und nachdem die lutherischen

Weislichen auch ihren besten Kohl dazu gegeben hatten, ist diese Teufelsfaat bei uns in Deutschland lustig genug aufgegangen, ja wir können sogar leider kaum in Abrede stellen, daß wir es in allem, was Aberglauben und Grausamkeiten anlangt, eine Zeit lang unsern ausländischen Lehrmeistern mit deutscher Gründlichkeit mindestens gleichgethan haben.

Um so angenehmer berührt, wo wir sie in Deutschland, in den Niederlanden und in Frankreich finden, die dieser Teufelsfurcht entgegengesetzte Anschauung, die es mit dem Teufel aufnimmt, statt vor ihm ins Mauselloch zu kriechen, und die ihm denn auch wirklich von Zeit zu Zeit eine gesunde Nase andrehen zu können glaubt.

Wenn man liest, was von dem Teufel in frühern Zeiten erzählt und geglaubt, was — um an die Hexenprozesse nur ganz von ferne zu erinnern — ihm zugekraut und zugemutet wurde, und wenn man damit vergleicht, wie heutzutage über ihn geurteilt wird, so sieht man recht, wie sehr seine Popularität im Schwinden ist. In ein paar schon recht veralteten Redensarten hat sich noch die Erinnerung daran erhalten. „Wenn man den Teufel nennt, kommt er schon geredet,“ hört man ab und zu einen weißhaarigen Greis meckern, und was „ein wahrer Teufelskerl“ ist versteht zur Not auch noch der eine oder der andre, aber in der Hauptsache ist der lebhafteste Anteil, den das sechzehnte, das siebzehnte und das achtzehnte Jahrhundert an ihm nahmen, erkaltet und verblaßt.

Wenn ihm Goethe nicht eine dauernde Anstellung bei der Bühne gesichert, und wenn die Heilsarmee nicht ein paar leidlich erfolgreiche Versuche gemacht hätte, ihn wieder in die Mode zu bringen, so sähe es in betreff der fidelen Popularität schlimm um ihn aus. Was dagegen die geheime Anbetung anlangt, so ist bekanntlich alles beim alten geblieben; namentlich dem Partner der Firma, der unter dem Namen Mammon verehrt wird, duften täglich unzählige Opfer in Tempeln, wie sie ihm zu keiner Zeit größer und prächtiger gebaut worden sind. Dieser Mammon ist aber doch ein fader, langweiliger Kerl, und wir ziehn ihm den lustigen niederdeutschen Bauernteufel, der sich von dem schlauen Bäuerlein mit den Rüben und dem Weizen hinter's Licht hatte führen lassen, bei weitem vor. Dem sind wir beinahe gut, und die sich hierin bekundende Schläffheit des Urteils beweist uns recht, daß man doch schließlich am besten thut, sich an die beiden Katechismen, den großen und den kleinen, wie an die Hörner des Altars zu halten und dem Teufel und allen seinen Werken ohne Unterschied und bei der Erde weg zu entsagen. An dem kleinen Rüben- und Weizenteufel war doch auch im Grunde genommen nichts empfehlenswerthes als sein umgängliches Wesen, und das konnte Spiegelfechterei der Hölle sein. St.



## Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Mag Allihn)

### Achtzehntes Kapitel

#### Der Feind macht mobil



ie Herren Sozialdemokraten hatten sich diesmal vorsehen und eine unanfechtbare Anmeldung für ihre Volksversammlung angebracht. Auch Happich hatte sich vorsehen, nicht eher seinen Saal herausgegeben und nicht eher das nötige Bier angeschafft, als bis er die Genehmigung der Versammlung schwarz auf weiß gesehen hatte. Auch duldete er nicht, daß das Transparent des Kriegervereins, sowie die Bilder des Gesangvereins, die eine Germania und eine Lorelei in Neu-Ruppiner Manier darstellten, sowie seine eignen Trinksprüche von der Wand entfernt wurden.